

Doris Dörrie
Die Heldin reist

Diogenes

Covermotiv: Design von Rahel Bünter
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
250/22/852/1
ISBN 978 3 257 07184 9

I

San Francisco

Im Jahr 2019 bin ich in die USA, nach Japan und Marokko gereist. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass es für längere Zeit die letzten Reisen gewesen sein sollten. Noch hatte niemand vom Coronavirus gehört. Noch war George Floyd am Leben. Noch schien mein Leben ganz so zu sein wie in all den Jahren zuvor: fast immer unterwegs, selten mehr als drei Monate zu Hause.

Ich flog nach San Francisco zu einem Filmfestival und freute mich auf diese kurze Reise, ein kleines Abenteuer. Unterwegs zu sein war mein Idealzustand, unterwegs fühlte ich mich von mir selbst befreit, und gleichzeitig träumte ich unbeirrt weiter davon, in der Fremde eine andere, bessere Version meiner selbst zu werden. Der deutsche Traum der Bildungsreise. Meine Eltern waren schon reise-süchtig, was eng mit ihren Erfahrungen in Nazi-deutschland verknüpft war. Uns wurde früh beigebracht, dass Reisen nicht nur Spaß macht, sondern fast eine Verpflichtung ist, um den eigenen Hori-

zont zu erweitern. Als Kinder waren wir dazu nur bedingt bereit. Meine Schwestern und ich fürchteten die endlosen Autofahrten zu viert auf dem Rücksitz, bei denen wir zum Schutz vor der brennenden Sonne Tücher vor die Scheiben hängten und rein gar nichts von der Umgebung sahen. Meine Mutter rief immer wieder: Schaut doch mal aus dem Fenster, wie schön es hier ist! Aber wir starrten lieber auf unsere nackten Knie, während wir uns in engen Serpentinien über die Alpenpässe quälten. Regelmäßig wurde uns schlecht, und meine Mutter reichte uns Plastikbeutel nach hinten, in die wir den blassrosa, lauwarmen Malventee spien, den es nur auf diesen Autoreisen gab. Wenn wir stritten, schüttelte mein Vater eine Flasche Selterswasser und hielt sie, ohne den Blick von der Straße zu wenden, nach hinten, um unsere Mütchen zu kühlen. Dass wir endlich Italien erreicht hatten, merkten wir daran, dass es heiß wurde und unsere Schenkel unangenehm aneinanderklebten. Wir stritten nun absichtlich, um eine kleine Seltersdusche abzubekommen, aber da gab es meist keinen Nachschub mehr. Wenn wir Glück hatten, hielten wir an einer Tankstelle mit dem Logo eines sechsbeinigen Hundes, der Feuer spuckte, und taumelten in einen Traum von Raststätte, in der es frische Pizza gab und rabenschwarzen Espresso für

die Eltern, die auf einmal ganz verwandelt schienen, leichtfüßiger, lustiger, fast schon verwegen – und mit einem Schlag waren alle Reisequalen vergessen, und unser Horizont fühlte sich bereits enorm weit an. Wie konnte man nur darauf verzichten? Wer nicht reiste, galt als engstirnig und wunderlich – denn wer wollte nicht so oft wie möglich aus Hannover herauskommen?

Mein Wunsch, in den USA zu studieren, wurde wahrscheinlich auch deshalb von den Eltern unterstützt, und so brach ich vor fast einem halben Jahrhundert allein nach San Francisco auf. Ich sprach schlecht Englisch und kannte dort niemanden, aber wie in dem Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen, hatte ich vor nichts Angst. Die ganze Welt schien mir ein aufregender, aber prinzipiell freundlich zugewandter Ort zu sein, den ich nun zu durchwandern hatte, um zu lernen und zu wachsen. Die Vorstellung von Wanderschaft und Wanderjahren kannte ich aus der Literatur, aus Liedern und Gedichten. Mich faszinierten die Wandergesellen, die mindestens drei Jahre lang fern der Heimat unterwegs waren und als *Fremdgeschriebene* bezeichnet wurden, wildromantische Gestalten in ihrer schwarzen Kluft, den Hosen mit Schlag, manche trugen einen Ohrring und als Zeichen des freien Mannes – natürlich waren es immer nur

Männer – Zylinder, Schlapphut oder Melone, was zuvor nur dem Adel vorbehalten gewesen war. Sie wirkten wie eine Mischung aus Rockstar und Hippie, ultracool. Meine Reise nach Kalifornien fühlte sich auch ein wenig an, als würde ich auf die Walz gehen. Nur eben als junge Frau, ganz allein, was in meiner direkten Umgebung damals doch etwas ungewöhnlich war. Warum hatte ich überhaupt keine Angst? Meine Neugier auf neue Erfahrungen war so groß, dass ich dafür keine Zeit hatte, vielleicht fehlte mir auch einfach die Fantasie. Außerdem war ich in dem Glauben erzogen worden, Männern vollkommen gleichgestellt zu sein, was ich lange nicht im Geringsten anzweifelte.

In vielen Geschichten ist Angst der Treibstoff, der Motor, und wir wissen ganz genau, dass der Protagonist am Ende lernen wird, seine Angst zu überwinden. Der Held muss sich dem Drachen stellen, den Kampf mit ihm wagen, den eigenen Tod riskieren, eine tiefe Verwandlung erfahren, um siegreich und belohnt nach Hause zurückzukehren. In San Francisco gründete George Lucas in den Sechzigerjahren seine Firma Industrial Light & Magic und brachte mit dem *Star-Wars*-Epos die Dramaturgie der sogenannten »Heldenreise« in die Welt, die seitdem als Blaupause jedem Blockbuster zugrunde liegt. Wir lieben dieses Muster offenbar,

denn sonst wäre es nicht so erfolgreich. Der (zukünftige) Held, oft schwach und blass, ein Schisser, Muttersöhnchen, Versager, muss aus dem Haus, raus aus der gemütlich niedrigen Wohnküche, rein ins Abenteuer. Das kann auf vielfältigste Art und Weise geschehen: durch ein Missgeschick, etwa von einer radioaktiven Spinne gebissen zu werden, durch Eltern, die einen im Wald aussetzen, durch eine miese Prophezeiung, die man mit sich herumschleppt, durch eine Kündigung, eine Hausräumung, einen Umzug oder durch schiere Wanderlust. Egal wie, der Held muss aufbrechen, denn wenn er diesen Aufruf zum Abenteuer ausschlägt, bleibt er für immer ein Waschlappen, Trottel und Weichei – und es gibt keine Geschichte. Wer sich nicht fürchtet, hat einfach bisher noch nichts kennengelernt, vor dem er sich fürchten müsste, er stolpert ungeschützt ins Abenteuer. Der Furchtsame aber legt seine teure, tolle Funktionsrüstung an, die jedoch später garantiert eine Schwachstelle aufweisen wird (wie das Lindenblatt zwischen Siegfrieds Schulterblättern, der doch extra in Drachenblut gebadet hatte). Gerüstet oder nicht, auf dem Weg ins Abenteuer muss der Held die Schwelle in ein fremdes und gefährliches Land überschreiten, vorbei an strengen Schwellenwärtern, die manchmal aussehen wie der Türsteher vom Berg-

hain, manchmal aber auch klein, dünn und unerbittlich wie die Dame hinter einem Lufthansa-Schalter. Wenn der Held die Schwelle überschritten hat, gibt es kein Zurück mehr. Im fremden Land gelten die ihm bekannten Regeln nicht mehr, er versteht kein Wort, man isst eklige Dinge, es ist entweder zu heiß oder zu kalt, der Boden unter seinen Füßen beginnt zu schwanken. Dubiose Gestalten bieten ihre Hilfe an, Widersacher belästigen ihn, manchmal findet er Rat bei einer weisen Frau, manchmal sogar treue Begleiter, die aber ihre eigenen Probleme mit sich bringen, er übersteht eine Prüfung nach der anderen, bis er auf dem Höhepunkt dem Drachen gegenübersteht, seinem schlimmsten Feind und seiner größten Angst. Es wird dunkel um ihn, er stürzt in die tiefe Nacht der Seele, aber er darf jetzt nicht umkehren, nicht davonlaufen. Natürlich gewinnt er den Kampf, weil er muss – sonst wäre er kein Held. Lädiert, aber triumphierend kehrt er heim, bekommt die Frau, das Haus und das Auto und befreit auch noch gleich die daheimgebliebenen Jammerlappen. So ähnlich läuft es in allen erfolgreichen Geschichten der Welt ab, analysierte der amerikanische Mythenforscher Joseph Campbell in den Sechzigerjahren und nannte das den Monomythos des Helden. Selbst Buddha und Jesus folgen diesem Muster, minus Haus, Auto und Frau.

Der Held muss also aus dem Haus, um ein Held zu werden. Und die Heldin? Sie ist gar keine Heldin, sondern die Frau des Helden, sie bleibt, wo sie ist, und beschützt das Haus. Sie ist die Hausfrau, die Frau im Haus. Sie muss auch deshalb dableiben, damit jemand zu Hause ist, wenn der siegreiche Held zurückkehrt. Sie darf nicht ausziehen, um das Fürchten zu lernen, aber das muss sie auch gar nicht, denn sie hat ja sowieso permanent Angst. Sie macht sich ständig Sorgen, am meisten um den Helden. Der Held wiederum macht sich keine um sie, denn er kann sich darauf verlassen, dass sie geduldig auf seine Rückkehr wartet und in seiner Abwesenheit kratzige Pullover webt. Den dramatischen Monomythos gibt es für die Heldin historisch betrachtet nicht (es sei denn, man steckt sie als männliche Fantasie in ein hautenges Lederkorsett und lässt sie mit riesigen Waffen hantieren). Die Geschichte der Heldin besteht eher aus einer Abfolge von Episoden ohne vorhersehbare Dramaturgie, ohne Action und Geballere, ohne Rettungsfantasie und Showdown. Aber ist es dann überhaupt eine Geschichte? Oder muss sie dafür das Haus verlassen? Die Theorie besagt, dass jede Reise unweigerlich den Stationen der Heldenreise folgt und Konflikte deshalb unausweichlich sind. Das heißt, wenn die Heldin das Haus verlässt und reist,

bekommt sie auf jeden Fall Ärger – und damit eine Geschichte.